Ein Recht auf Würde

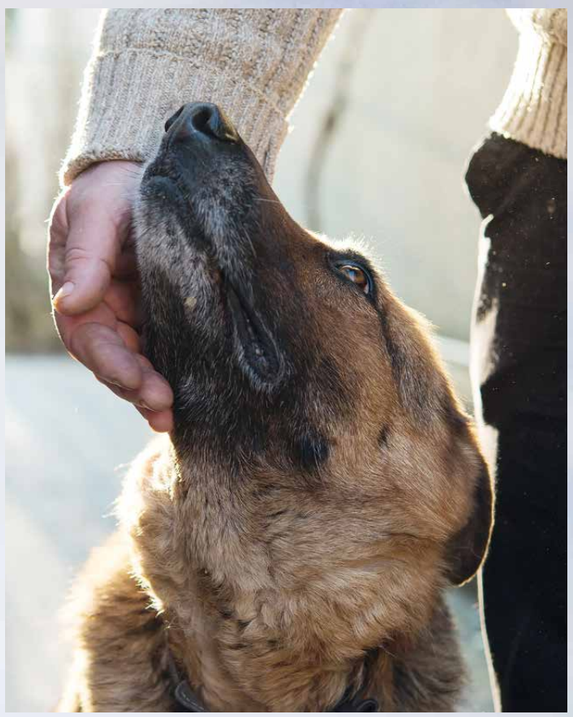
Tiere wie wir

Während wir die einen weggeschlossen in riesigen Fabriken vergessen, verhätscheln wir die anderen auf dem Sofa. Ist unser Verhältnis zu Tieren noch normal? Ein Plädoyer für einen bewussteren Umgang mit unseren Mit-Tieren.

Text: Nina Ernst, **Mitarbeit:** Torsten Schmidt

Mutterliebe existiert nicht nur bei den Menschen. Auch Tiermütter kümmern sich liebevoll um ihren Nachwuchs und riskieren für ihn sogar ihr Leben.

© structuresxx / Shutterstock.com; Kevin T Brett / Shutterstock.com; Lena Ivanova / Shutterstock.com



Essen oder streicheln? Das menschliche Verhältnis zu Tieren hat zwei Seiten. Während Hund und Katze als vollwertige Familienmitglieder geliebt und umsorgt werden, ist die Herkunft des Schnitzels zum Abendessen oft nicht so wichtig.

Alles beginnt mit einem Namen. Erst der macht einen Niemand zur Person. Er ist das Erste, das ein neues Familienmitglied erhält. Nur so wird vertraute Interaktion möglich. Das gilt auch für Hunde, Katzen und alle Tiere, die im Haushalt eine soziale Rolle spielen. Wer statt eines Namens nur eine Nummer besitzt, wird in der Regel geschlachtet, als Versuchsobjekt benutzt oder ist für seine Umwelt zumindest weniger wert.

Doch warum heißen die einen Lilly und Spike und die anderen 17 oder besitzen eine zehnstellige Nummer? Wie können wir über das Schicksal eines misshandelten Hundes weinen, während wir ein Wurstbrot mit Billig-Aufschnitt aus der Massentierhaltung verdrücken? Dass der Mensch die einen Tiere streichelt, während er die anderen zusammenpfercht und isst, kommt den meisten von uns – zumindest im Alltag – nur selten widersprüchlich vor.

Der offenkundigste Grund dafür ist wohl die Verdrängung. Hinter der modernen Nutztierhaltung steckt eine gigantische Industrie. Lagerhallen vollgestopft mit Hühnern, riesige Akkordschlachtereien und Schweine, die in ihren Ausscheidungen stehen, statt sich im Schlamm zu suhlen. Der Bauernhof wurde industrialisiert und musste Fabriken weichen.

Die Tierproduktion hinter verschlossenen Türen wirkt ebenso abstrakt wie die Tatsache, dass die Wurst unter der Klarsichtfolie im Supermarktregal einmal ein lebendes Schwein war. Doch wie geben wir diesem Schwein seine Würde zurück, wenn sein Dasein so weit entfernt ist von unserer täglichen Lebenswelt?

Wie können wir über das Schicksal eines misshandelten Hundes weinen, während wir ein Wurstbrot mit Billig-Aufschnitt aus der Massentierhaltung verdrücken?

Das Dilemma des Abstrakten

„Ich bestelle ein Steak und der Unmensch von Schlachter tötet ein Rind", fasste Bertolt Brecht das Dilemma zusammen. Der Mensch steckt derzeit in einer vertrackten Situation: Auf dem Weg vom Jäger und Sammler zum modernen Konsumenten ist uns der Bezug zu den Tieren abhanden gekommen. Die Tiere haben uns immer begleitet, haben den Karren der Menschheitsgeschichte gezogen. Als Lastenträger, Beschützer, sogar Kriegsgefährte. Was nach dem gleichberechtigten Miteinander von Höhlenmenschen und Wildtieren als eine Art Partnerschaft begann, ist irgendwann gekippt. Nun stehen wir da in unserer entfremdeten Welt voller Fabriken, Computer und Großraumbüros und wissen nicht, wie wir mit Tieren umgehen sollen. Sensibel, mitfühlend, respektvoll – natürlich ist uns klar, wie wir Tiere behandeln wollen und sollten, was ihnen zusteht. Doch es hapert an der Umsetzung. Zwar räumen wir ihnen einen Platz im Körbchen an der Heizung und auch in unserer Achtung ein. Aber eben häufig nur dort, wo es nicht ►

Schädling, Nutztier, stolzer Waldbewohner? Blicken wir auf Tiere, stecken wir sie häufig, je nach Bedarf, in Schubladen.

unbequem wird. Dass das arme Schwein sich eigentlich sauwohl fühlen sollte – allgemeiner Konsens. Deswegen nur noch beim Hofladen des kleinen Biobauern einkaufen oder gar die Gesetze dahingehend ändern, dass die einflussreichen Hühnerbarone und Fleischmagnaten in ihrem Handeln und Wirtschaften eingeschränkt werden, ist eine andere Sache. Scheitert Ersteres bei vielen bereits an den finanziellen Möglichkeiten, verhallt die Frage nach Rechten und Pflichten der Industrie, entweder aus Desinteresse der Politik oder am Vorzug wirtschaftlicher Interessen, häufig in die eine Richtung.

Tiere wie wir

Während die Politik sich beim Justieren von Stellschrauben um Quadratzentimeter Bewegungsfreiheit und zulässige Tötungsmethoden im Kreis dreht, verweigern immer mehr Menschen zumindest theoretisch der industriellen Ausschlachtung der Tiere die Akzeptanz. Einige fragen sogar: Dürfen wir Tiere überhaupt halten? Sie, ganz egal, wie natürlich uns eine Vorzeige-Biohaltung auch erscheint, einsperren und für unsere Zwecke nutzen? Stehen wir wirklich an der Spitze aller Lebewesen und besitzen somit die moralische Legitimation der Allmacht?

Als die Menschen die ersten Schritte unternahmen, die Natur zu erkunden und zu erklären, stand die Religion ganz klar im Fokus des Weltbildes. Dass der Mensch wie in der Bibel beschrieben die Krönung der Schöpfung darstellte, stand außer Frage. Selbst dann noch, als Charles Darwin Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Evolutionstheorie den gemeinsamen Ursprung allen Lebens bewies und Gottes Sieben-Tage-Werk widerlegte, blieb die traditionelle Sichtweise hinab auf die Tiere bestehen. Obwohl heute die Wissenschaft und Begriffe wie Ethik und Moral immer stärker an die Stelle religiöser Argumente treten, bleibt diese Trennung zwischen Mensch und Tier in den Köpfen bestehen.

Die Seele der Tiere

Tiere besitzen eine Seele, da ist sich Autor **Peter Wohlleben** sicher. Nach dem Erfolg des Bestsellers „Das geheime Leben der Bäume" widmet sich der Förster in **„Das Seelenleben der Tiere"** dem Verhalten der Tiere. Anhand von eigenen Beobachtungen, unterhaltsamen Anekdoten und Erkenntnissen erklärt er, was in Bienen, Eichhörnchen und Hirschen vorgeht. Mit viel Herz erklärt er dem Leser die Strategien der Natur. Was Tiere in ihrem Verhalten antreibt, ist häufig nicht weit von unseren eigenen Beweggründen entfernt, wie seine Beispiele zeigen. Ein unterhaltsamer Ausflug in die Welt der Tierseele.

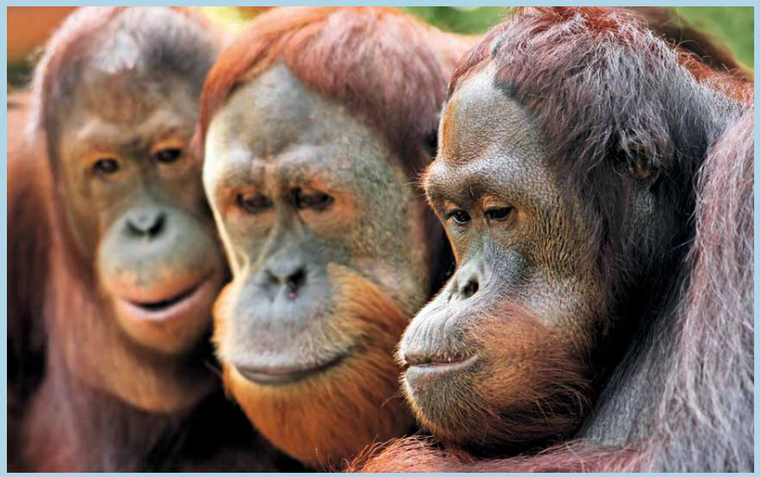
Peter Wohlleben: Das Seelenleben der Tiere
Ludwig Verlag, 19,99 Euro

© Africa Studio / Shutterstock.com; Mike Tan / Shutterstock.com; James.Pintar / Shutterstock.com

Nun herrscht, nicht nur angeregt durch die zunehmende Zahl an Veganern und Vegetariern, eine rege Diskussion. Darüber, ob der Mensch sich tatsächlich stärker vom Berggorilla unterscheidet als der Schäferhund von der Siamkatze oder ob wir vielleicht sogar alle gleich sind. Letzteres hieße, dass wir unseren Mit-Tieren mehr Rechte zugestehen müssten.

Dass Tiere ebenso wie der Mensch leidensfähig sind, dürfte inzwischen nicht nur für diejenigen auf der Hand liegen, die ihr Zuhause mit einem vierbeinigen Mitbewohner teilen. Ist es also unser Verhalten, dass uns so vermeintlich einzigartig macht und den Herrschaftsanspruch rechtfertigt? Unsere Fähigkeit, zu lieben, sozial zu interagieren und mitzufühlen?

Unterscheidet sich der Mensch tatsächlich so stark vom Affen?

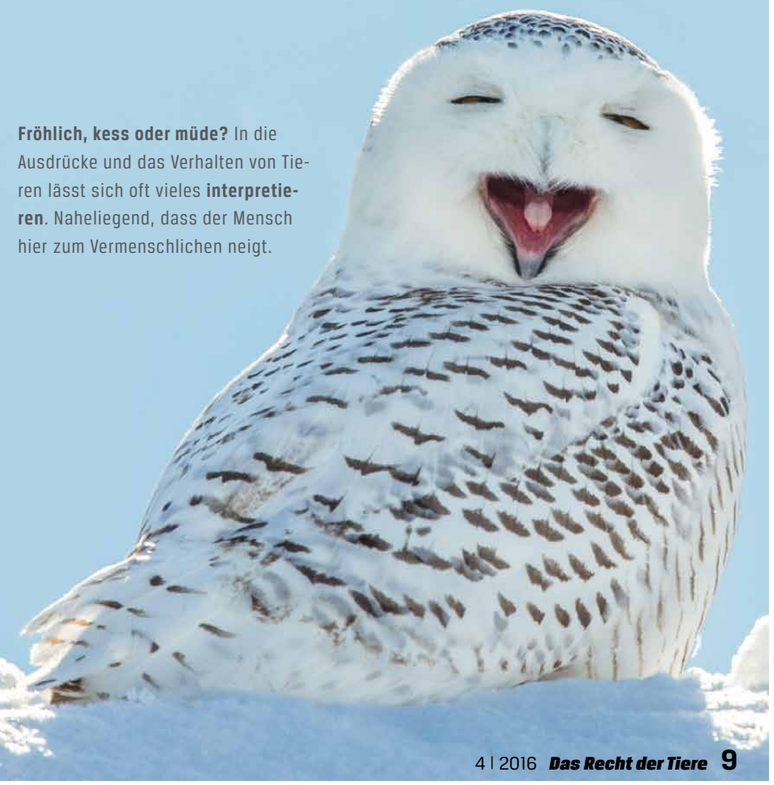


Liebe und Partnerschaft

Tiere besitzen ebenfalls Sozialkompetenz und pflegen Bindungen. Wer einmal versucht hat, Gesellschaft für einen einsamen Papagei zu finden, erahnt zumindest die komplexen Ansprüche der Großvögel an ihr Gegenüber. Papageien gehen Neigungsbeziehungen ein, suchen sich normalerweise aus einem riesigen Schwarm den einen, ganz bestimmten Partner fürs Leben aus. Wer ihnen einfach den erstbesten Artgenossen vor den Schnabel setzt, erlebt, dass man Zuneigung nicht erzwingen kann. Auch beim Papagei nicht.

Die Forschungen über die Vorgänge in einem riesigen Verbund wie einem Fischschwarm stehen noch am Anfang. Das Verhalten von Affengruppen diverser Arten ist uns hingegen besser bekannt. Und zeigt so viel mehr Parallelen zu menschlicher Interaktion als Unterschiede. Hier werden Absprachen getroffen, Bündnisse eingegangen, es wird ausgetrickst, verhandelt, getratscht, gekämpft und besänftigt.

Wir müssen gar nicht unsere nächsten Verwandten, die Menschenaffen, betrachten, um ein artübergreifendes Phänomen zu beobachten: die Mutterliebe. Ebenso die Bindung, die ein Jungtier zu seiner Mutter knüpft. Werden Kuh und Kalb frühzeitig getrennt, entwickelt das Jungtier Verhaltensstörungen, ein weitreichendes Problem in der industriellen Tierhaltung. Dass die Mutter sich rührend um ihren Nachwuchs kümmert, Strapazen für ihn aufnimmt und ihr Leben zu seinem Schutz riskiert – alles nur nüchterne Instinkte, von der Natur vorprogrammierte Reaktionen? Vielleicht. Doch wer kann ausschließen, dass auch bei Menschenmüttern solche Instinkte mit im Spiel sind und der naturgegebene Hormon-Cocktail im Blut die Fürsorge für das Neugeborene mit befeuert? Ist die Menschenmutterliebe trotzdem mehr wert? Die Bereitschaft zur Adoption existiert übrigens auch im Tierreich, obgleich seltener als bei Menschen. So erleben wir in unseren Tierheimen immer wieder, dass sich Katzen, die Milch prozuzieren, verwaister Jungkatzen annehmen. Sie ►



Fröhlich, kess oder müde? In die Ausdrücke und das Verhalten von Tieren lässt sich oft vieles **interpretieren**. Naheliegend, dass der Mensch hier zum Vermenschlichen neigt.

Achtung vor dem Leben – Franz von Assisi

Menschen, die sich für mehr Achtung vor den Tieren einsetzen, hat es in der Historie viele gegeben. Heute fordert uns nicht nur die Ethik, insbesondere mit der Tierethik, zu mehr Respekt auf. Auch die Verhaltensforschung, die Gänsevater Konrad Lorenz mit seinen Beobachtungen mitbegründet hat, treibt uns mit ihren Einblicken in das Leben der Tiere zu Sensibilität an. Zuvor waren es meist die Denker, Philosophen und Geistlichen, die Achtung und Mitgefühl einforderten. Wie **Franz von Assisi**, der das **bmt-Logo** ziert und Namensgeber des **Franziskus Tierheims** ist. Er sah die Schöpfungsgeschichte nicht als Argument für eine Sonderstellung des Menschen, sondern betonte stets die Gemeinsamkeiten von Mensch und Tier: „Alle Geschöpfe der Erde fühlen wie wir, alle Geschöpfe streben nach Glück wie wir. Alle Geschöpfe der Erde lieben, leiden und sterben wie wir, also sind sie uns gleich gestellte Werke des allmächtigen Schöpfers - unsere Brüder." Franziskus predigte sogar zu den Tieren. Der Heilige aus reichem Hause lebte als Bettelmönch und gründete 1215 den Orden der Franziskaner. Tierschützer in aller Welt erinnern an den Geistlichen, indem sie an seinem Todestag, dem 4. Oktober, den Welttierschutztag begehen.

übernehmen nicht nur das Säugen, sondern auch Körperpflege und Erziehung.

Einfach Spaß haben

Gegen die Theorie der Tiere als reine Instinkt- und Reflexmaschinen spricht vor allem das Spielverhalten. Dinge, die Tiere allein aus einem Grund anstellen: weil sie Spaß machen. Während Jungtiere spielen, um ihre Fähigkeiten zu trainieren, haben auch erwachsene Tiere nichts gegen eine Portion Spaß. Machen etwas aus eigenem Antrieb, in Aufbau und Zeitspanne variierend, völlig ohne unmittelbaren Nutzen. Sie fordern sich sogar gegenseitig dazu auf. Bei Schimpansen bedeutet der sogenannte Open-Mouth-Ausdruck: Jetzt wird es lustig, macht alle mit! Keas haben sogar einen unverwechselbaren Ruf, der die anderen zum Mitspielen animiert. Dann geht die Post ab: Die Vögel jagen sich, ringen miteinander, vollführen Kunststücke und rodeln auf dem Rücken liegend den Abhang hinunter. Ein eindeutiges Zeichen von Wohlbefinden.

Keas rufen einander, um gemeinsam zu spielen, toben und zu rodeln.

Die Entdeckung der Gefühle

Dass Tiere Freude empfinden, erkannte bereits vor über 220 Jahren der Pfarrer und Philosoph Lauritz Smith: „Die absolute Würde der Thiere besteht darin, dass sie lebendige, empfindende, intellektuelle Wesen sind, deren jedes für sich bestimmt ist, glücklich zu seyn, weil sie Fähigkeiten und Anlagen haben, Glückseligkeit zu genießen, und durch ihr Daseyn im Besitz von Freude und Glück gesetzt wurden". Zuvor galten Tiere als Sache, bis ins 17. Jahrhundert hinein. Rationalismus-Begründer René Descartes sprach ihnen sogar jegliche Gefühlregung ab und sah sie eher als Maschinen denn als Lebewesen mit Bewusstsein. Schließlich könnten sie sich dem Menschen nicht verständlich machen und besäßen somit weniger Verstand.

Genau daran krankt unser Verhältnis zu Tieren noch heute. Jahrhunderte sind vergangen, die Verhaltensforschung ent- ►

© Andrea Danti / Shutterstock.com; Jung Hsuan / Shutterstock.com

„Alex, was ist das?"

Eins der größten Hindernisse bei der Arbeit mit Tieren ist die **Sprachbarriere**. Verhaltensforscherin **Dr. Irene Pepperberg** macht sich darum die Fähigkeiten von Papageien zunutze, die menschliche Sprache zu imitieren. **Graupapagei Alex** schlüpfte 1976 und hat im Laufe seines 21 Jahre langen Trainings **200 Wörter** gelernt, die er selber aussprechen konnte und insgesamt etwa 500 Wörter, die er verstand. Rund 100 verschiedene Gegenstände, etwa Schlüssel oder Spielzeuglastwagen, konnte der Vogel erkennen und sie in Material (Holz, Gummi, Stein, Papier, Metall) und Farbe unterscheiden und benennen. Doch auch **abstrakteres Denken** war Alex nicht fremd. Formen wie rund oder dreieckig waren für das gefiederte Genie genauso zu unterscheiden wie Mengenangaben bis zu sechs Stück. Sogar Dinge in ein Verhältnis zu setzen, also größer, kleiner oder gleich, gelang dem Tier. Zu Alex´ Kommunikation gehörte es ebenfalls, **Wünsche zu äußern** wie: „Möchte Banane!". Bekam er dann eine Nuss statt der gewünschten Südfrucht, flog diese danach mitunter an den Kopf der Forscherin. Wenn der Papagei keine Lust auf die Arbeit mit Dr. Pepperberg hatte, kam zuweilen ein „Ich gehe jetzt weg" aus seinem Schnabel. Die Sprachforscherin hat ein **komplexes System** entwickelt, um Alex´ Lernfortschritte zu überprüfen. So stellte sie gezielte Fragen: „Alex, was ist das?", „Welche Farbe hat der Schlüssel?", „Wie viele rote Dreiecke sind das?". Fragen, die ein **komplexes Verständnis** der Sprache und ein ausgereiftes Denkvermögen voraussetzen. Der Vogel musste sie verstehen, analysieren und teils sogar abstrahieren. Dann musste er die korrekte Antwort überlegen und die entsprechenden Worte aus seinem Wortschatz dafür finden. Diese Fähigkeiten wurden vorher nur dem Menschen zugesprochen. Die beeindruckende Leistung von Alex war nicht nur ein Durchbruch in der Sprachforschung, sondern führte auch dazu, dass man die **kognitiven Fähigkeiten** von Vögeln neu einordnen musste. Leider verstarb Alex viel zu früh, mit nur 31 Jahren im Jahr 2007. Aber sein Beispiel weckt die Hoffnung, dass wir in Zukunft Tiere besser verstehen werden. Wir müssen nur Wege finden, mit ihnen zu kommunizieren.

Sprungkraft, Stärke, Tempo! **Der Mensch kann von allem ein bisschen**, aber ist in keiner körperlichen Disziplin Spitzenreiter. Nur kognitiv ist er anderen Tieren – vermutlich – überlegen.

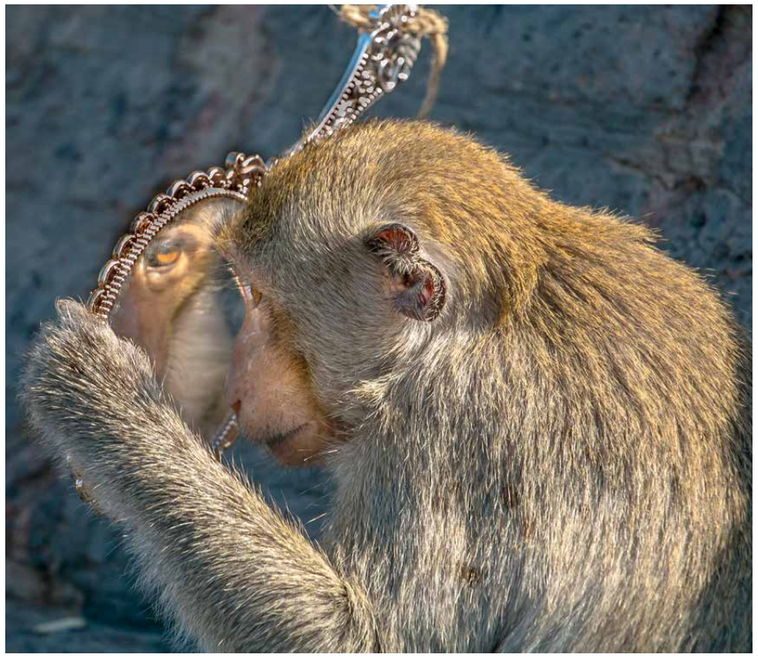
stand und erklärte uns die faszinierende Tierwelt. Die Mitgeschöpflichkeit, wie sie im Deutschen Tierschutzgesetz steht, und das Mitgefühl wurden prägende Begriffe für den Umgang mit Tieren. Doch noch immer schiebt der Mensch seine selbst ernannte kognitive Überlegenheit vor, um fragwürdiges Handeln zu rechtfertigen. Um die tägliche Ausbeutung hinter verschlossenen Türen zu begründen, statt nach dem moralisch richtigen Weg zu fragen und entsprechend zu handeln.

Das Ich-Bewusstsein ist kein Privileg des Menschen und auch Schweinen eigen.

Der Mensch ist nicht schneller als Tiere, nicht größer oder kräftiger. Zu jeder körperlichen Eigenschaft gibt es mindestens eine Art im Tierreich, die diese besser beherrscht. Sogar das Ich-Bewusstsein ist kein Privileg, sondern etwa auch Delfinen und Schweinen eigen. Da der Mensch selten etwas glaubt, was er nicht beweisen kann, hat er dieses Erkennen des Spiegelbilds wissenschaftlich belegt. Ob der Spiegeltest gar auf extrem abstrakte Leistungen wie reflektiertes Denken und Handeln schließen lässt, bleibt offen. Wie so vieles, was Tiere fühlen, denken und bewegt, reine Spekulation bleibt. Ihnen deshalb bestimmte Regungen völlig abzusprechen, scheint nicht nur herzlos und ignorant, sondern auch allzu bequem.

Die Wurzeln des europäischen Tierschutzes

Der europäische Tierschutz hat seine historischen Wurzeln in England. Als weltweit erstes Tierschutzgesetz wurde 1822 der „Act for the Prevention of Cruel and Improper Treatment of Cattle" vom britischen Parlament verabschiedet, heute als „Martin's Act" bekannt. Kurze Zeit später gründete sich die königlich-englische Tierschutzorganisation RSPCA. Im Jahr 1837 rief der deutsche Pfarrer und Dichter Alfred Knapp den ersten Tierschutzverein in Stuttgart ins Leben. In anderen großen deutschen Städten folgten weitere Vereinsgründungen. Die deutschen Tierschutzverbände entwickelten sich rasch zu den größten Vereinen überhaupt. Wenngleich im Nationalsozialismus 1933 ein sehr weitreichendes Tierschutzgesetz verabschiedet wurde, waren derzeit viele Regelungen antisemitisch und rassistisch motiviert und hatten weniger das Wohl der Tiere im Auge. Gleichzeitig wurde in dieser Zeit der organisierte Tierschutz gleichgeschaltet und um alle radikal-progressiven Mitglieder bereinigt. Nach dem 2. Weltkrieg gründeten sich die Tierschutzverbände allmählich neu; so auch der 1922 gegründete **Bund gegen Vivisektion**, der seit 1952 als **Bund gegen Missbrauch der Tiere** existiert. Im Jahr 1972 wurde das Tierschutzgesetz umfassend geändert. Dabei wurde der bis heute wohl wichtigste und zentrale Begriff des Tierschutzrechtes, der „vernünftigen Grund", der beim Töten eines Tieres vorliegen muss, eingeführt. Vor dem Hintergrund der Diskussionen um das umstrittene betäubungslose Töten von Tieren aus religiösen Gründen, wurde 2002 der Tierschutz als Staatsziel verankert. Die Hoffnung, dass sich diese Grundgesetzänderung in der Rechtsprechung spürbar niederschlägt, hat sich bislang nicht bestätigt. In der landwirtschaftlichen Tierhaltung und bei Tierversuchen sind die Tierschutzprobleme heute so gravierend wie nie zuvor.



Viele Tiere sind **in der Lage, sich im Spiegel zu erkennen**. Ob sie sich gedanklich auch abstrakt in Bezug zur Umwelt setzen und ihr Handeln reflektieren können? Wer weiß...

© Eduard Kyslynskyy / Shutterstock.com; Sergey Uryadnikov / Shutterstock.com; JonathanC Photography / Shutterstock.com; John And Penny / Shutterstock.com

Wieso muss die Wissenschaft erst beweisen, dass jemand zu komplexen Empfindungen fähig ist, damit wir respektvoll mit ihm umgehen? Zudem hinkt der Beweis, da wir bei all unserem Messen und Einordnen stets von einem Standpunkt ausgehen: dem des Menschen.

Ethik lässt sich nicht unterteilen

Dass Ethik sich nicht aufspalten lässt in eine Ethik für Tiere und eine für Menschen – mit dieser These sorgte 1975 Philosoph Peter Singer für Aufsehen und setzte gemeinsam mit Tom Regan den Grundstein für das Feld der modernen Tierethik. Er entfachte eine Diskussion über die Diskriminierung von Tieren, den Speziezismus. Singer forderte Grundrechte für Menschenaffen ein. Dem „Great Ape Project" schlossen sich viele, wie etwa Primatenforscherin Jane Goodall, an. Schließlich würden wir, so Singer, auch Neugeborenen den vollwertigen moralischen Status zugestehen, obwohl Menschenaffen ihnen sogar intellektuell überlegen seien.

Ein Leben in Würde

Darf man Tiere essen? Diese Diskussion wird wohl noch lange Zeit die Menschheit und selbst diejenigen, die sich für den Tierschutz engagieren, spalten. Doch unabhängig davon sollten wir den Tieren, egal ob sie laufen, fliegen, schwimmen oder kriechen, endlich zumindest eins zugestehen: ein Recht auf Würde. Ein Leben, das mehr beinhaltet als das Dahinvegetieren als Industriegut. Ein lebenswertes Leben, in dem Wohlbefinden mehr bedeutet als eine Phrase, mit der die Industrie ihre Haltung rechtfertigt, sondern sich in Spielverhalten und ausgiebigem Suhlen des Schweins im Schlamm zeigt. Mehr noch: Ein Leben, in dem Tiere nicht nur bekommen, was sie unbedingt brauchen, sondern all das tun können, wozu sie von der Natur befähigt sind. Ebenso ein Sterben in Würde statt eines elenden Endes unter den Angstschreien tausender Artgenossen in der Schlachtfabrik.

Der Mensch ist nur eine von all den vielfältigen Kreaturen mit ihren unterschiedlichen Eigenschaften und Lebensweisen. So schrieb Verhaltensforscherin Carola Otterstedt, dass uns das Tier „letztlich aber auch immer Verwandter sein wird". Es ist Zeit, unsere Allmachtstellung zu überdenken. Und uns das Dasein all der Unsichtbaren hinter den verschlossenen Türen der Industrie bewusst zu machen.

Tierschutzrecht im Fokus

Saskia Stucki: Grundrechte für Tiere
Fundamenta Juridica. Beiträge zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung. Band 69. Nomos-Verlag; 114,- Euro; 445 Seiten

Unser Bild von Tieren ändert sich, und zwar grundlegend. Insbesondere die Positionen des australischen Ethikers Peter Singer oder des amerikanischen Philosophen Tom Regan haben die Tierrechtsdiskussion stark befruchtet. Auch im geltenden deutschen Tierschutzrecht wird das Tier zunehmend weniger als Sache, als Objekt wahrgenommen, denn als individuelle Persönlichkeit und Subjekt. So ist der Begriff der Mitgeschöpflichkeit mittlerweile einer der zentralen Begriffe des Tierschutzrechtes. Gleichzeitig widerspricht der heutige Umgang mit Tieren, etwa in der Landwirtschaft („Massentierhaltung") oder im Tierversuch, eklatant diesen ethischen Positionen des Tierschutzrechts. Bei genauer Betrachtung handelt es sich jedoch nicht nur um ein Umsetzungsproblem, sondern dieser **Widerspruch ist im Tierschutzrecht selber angelegt**. Vor diesem Hintergrund untersuchte die promovierte Juristin Saskia Stucki, **wie die Rechtsstellung und der Rechtsschutz von Tieren aus rechtsethischer Basis eigentlich konzipiert sein müsste, um den Tierschutz tatsächlich substanziell zu verbessern.** Ihre rein rechtstheoretische Betrachtungsweise entspricht einem spannenden und wohltuenden Paradigmenwechsel zu einem der wichtigsten Tierschutzthemen der Zeit, auch wenn die Frage der Umsetzbarkeit nicht Gegenstand ihrer Untersuchung war. Diese Arbeit ist allen am Thema Tierschutzrecht interessierten Personen sehr zu empfehlen.